

## Gertraud Teuchert-Noodt

### Rückblick auf 25 Jahre an der Uni Bielefeld



Vor genau 40 Jahren erhielt ich den Ruf an die Fakultät für Biologie der Universität Bielefeld zur Besetzung des W3-Bereichs NEUROANATOMIE in Verbindung mit dem Unterrichtsfach Humanbiologie. Weder gab es zuvor irgendwo diese Fächerkombination, noch gab es an deutschen Universitäten eine Professorin in der ausschließlich von

Männern besetzten Zoologie. Ich wurde von fassungslosen Freunden mit Gratulationen überhäuft. Dahinter stand die Frage, war es ein Zufall? Ein Glücksfall? Oder ein Unfall?

Für letzteres, den **Unfall** könnte der Umstand sprechen, dass über meine 25 Dienstjahre – in den insgesamt 13 Bereichen (aus Zoologie, Botanik, Genetik und Molekularbiologie) keine weitere weibliche Berufung mehr erfolgt ist. Erst als ich 2005 aus dem Berufsleben ausschied, hatte man sich bei zwei Neubesetzungen für je eine Frau entschieden. Ein Vierteljahrhundert hatte also unter den Professoren der Gewöhnungsprozess an das weibliche Geschlecht in unserer Fakultät gedauert? Nein, so mag das nicht stehen bleiben. Seit in den 1980er Jahren die Frauenquote eingeführt wurde, war man bei Berufungsverfahren immer auch an weiterem weiblichen Nachwuchs interessiert. Es gab ihn einfach nicht. Bis Mitte der 90er Jahre tauchten in der Regel unter ca. 40 bis 60 Bewerbungen mal ein oder zwei Frauen mit leider doch nicht ganz passendem Profil auf. Über meine gesamte Studien- und Assistentenjahre hin blieb ich in den Zoologischen Instituten, die ich durchlaufen hatte, immer die einzige Frau, die nicht für das Lehramt studierte. Erst um die Jahrtausendwende sollte sich das ändern. Das war in anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen ganz ähnlich.

Ein **Zufall** war meine Berufung jedenfalls auch nicht, was sich wie folgt erklärt. Einerseits hatte in den Gründerjahren der Biologischen Fakultät eine studentische Protestbewegung energisch für die Etablierung einer Humanbiologie gestritten (gibt es heute noch so etwas?). Andererseits war die damals starke Verhaltensforschung unter Prof. K. Immelmann an Interdisziplinarität in der Forschung interessiert, also an der Etablierung einer verhaltensbezogenen Neuroanatomie in Ergänzung zu der vorhandenen Neurophysiologie. Diese für die Erstbesetzung gewünschte Fächerkombination für Lehre und Forschung war mir auf den Leib geschrieben. Mein kühner Schritt, Jahre zuvor die Zoologie zu verlassen und in

die vorklinische Anatomie der Universität Regensburg zu wechseln, hatte mir diesen einmaligen Weg in die Neuro- und Humanbiologie gebahnt.

Wenn mein Werdegang also kein Zufall war, dann war er wohl ein **Glücksfall**? Dazu gibt es viel über jene Genies unter den Biologen der Nachkriegsjahre zu sagen, die mir auf dem Pionierpfad durch die Zoologie zu Leitbildern wurden. Es waren drei. Zuerst war es Konrad Lorenz, an den ich bereits in den ersten Semesterferien (1961) geraten war. Er vermittelte mir durch seine Forschung in der Wildnis und Einsamkeit am Starnberger See ein Verständnis dafür, dass biologische Forschung in erster Linie mit dem Beobachten und nicht dem Experimentieren zu tun hat. Die lorenzsche Erkenntnis hat uns später in der Bielefelder Schaffenszeit zu brauchbaren Befunden geführt. Ich hatte sofort damit begonnen, neben der Standard-Käfighaltung eine Gehegehaltung aufzubauen und mit den genetisch nur geringfügig domestizierten Gerbils (Wüstenrennmaus) zu arbeiten. Im Vergleich der beiden verschiedenen Aufzuchten zeigte sich, wie recht Lorenz gehabt hatte! Wir untersuchten systematisch die Reifung von Neurotransmittern immunhistochemisch mit quantitativer Bildanalyse. Hinter der verhaltensgestörten Käfigaufzucht verbarg sich eine pathologische Organisation des Gehirns in den für psycho-kognitive Funktionen tätigen höchsten Hirnregionen. Ein Resultat mit weitreichenden Folgen auch und gerade für die Entwicklung von Psychopharmaka! Heute ist die Gehegehaltung in der Hirnforschung vielerorts endlich zum Standardmodell geworden. Allerdings weiß ich nicht, ob es auch in der industriellen Pharmaforschung angekommen ist.

Mein zweites Vorbild war der große Kieler Evolutionsbiologe Adolf Remane, in dessen Auftrag ich meine Dissertation zur Embryogenese einer archaischen marinen Tiergruppe durchführte. Er hat mir ein ganzheitliches Verständnis für die Evolution der Tiere vermittelt und die Idee mitgegeben, dass auch der Mensch dazugehört. Deswegen räumte ich später in den Bielefelder Zeiten der Vorlesung „Evolution des Menschen“ eine höchste Priorität ein. Als ich nach den Doktorandenjahren meine Ergebnisse präsentierte, kommentierte Remane hörbar für Umstehende: „Eine solche Arbeit konnte nur eine Frau schaffen“. War das nun eine Diskriminierung? Nein. Seite an Seite mit Männern zu forschen, hatte mich unter vielem anderen auch dessen belehrt: Frauen forschen anders, wenn man sie denn lässt. Die Kieler Schule hatte mir eine Gewissheit vermittelt, dass auch eine Frau in der Zoologie etwas werden darf.

Später sollte ich auf das dritte Vorbild meiner Laufbahn treffen, den Göttinger Neurobiologen Joachim Wolff. Er nahm mich mit auf den Weg in die kognitive Plastizitätsforschung. Seine „Theorie zur Selbstorganisation neuronaler Netze durch Kompensation“ hat mir den Einstieg in die Lern- und Psychoseforschung vermittelt, die ich später in Bielefeld aufbaute. Meine bis dahin rätselhaften Wege durch den Dschungel der Zoologie begannen sich zu einem Konzept zusammenzufügen. Mir wurde klar, dass ich nur noch über das Gehirn forschen wollte.



**Prof. Dr. Dr. Gertraud Teuchert-Noodt**  
**Erste Professorin für Biologie**

Studium der Biologie, Chemie, Physik an den Hochschulen Stuttgart-Hohenheim, Göttingen und Kiel (1961 – 68). Abschlüsse Promotion, Staatsexamen, Habilitation (Regensburg 1976), diverse Forschungsaufenthalte. 1979 – 2005 Professorin an der Universität Bielefeld, Fakultät für Biologie. Leiterin des Bereichs NEUROANATOMIE, Schwerpunkte: Elektronenmikroskopie, Humanbiologie, Lern- und Psychoseforschung am limbisch-präfrontalen System mit Hilfe der Immunhistochemie und quantitativen Bildanalyse, Entwicklung eines nicht-invasiven Psychose-Modells (Gerbils), Neuro-Korrelate der frühkindlichen Traumatisierung, Drogenwirkung und Suchtentstehung. Mitbegründerin des „Bündnis für humane Bildung. Aufwach(s)en in einer digitalen Welt“.

Also waren es viele glückliche Umstände, hervorragende Lehrmeister, große Neugierde, Begeisterung an der Sache und hartnäckiges Durchhaltevermögen, was mir den Weg nach Bielefeld geöffnet hat. Erst viel später erkannte ich, dass diese drei großen Biologen es waren, die mich allesamt zu dem Berufsfeld hingeführt hatten, das mir erlaubte, eine eigene Schule der „Systemischen Entwicklungs-Neurobiologie“ zu gründen. An dieser Stelle mag man sich einmal auf die postfaktische Jetztzeit besinnen, in der ein um Rat suchender junger Student „sein“ Profil mit Hilfe von digitalen Prognoseprogrammen aus einer Cloud von Big Data bezieht und über Algorithmen zielgenau zu vermeintlichem Erfolg kommt. Die Auseinandersetzung mit eigenen Stärken und Schwächen wird schlicht ausgelagert, „Algorithmen relativieren die Verantwortung für das eigene Leben, und der Student ordnet sich einer stochastischen Scheinrationalität unter“ (so drückte es kürzlich ein Freund, Ingo Leipner, aus). Wohin wird uns das führen? Es nimmt uns die geistige Freiheit, den Lebensweg in Selbstbestimmung zu finden. Es nimmt uns die Menschenwürde und die Kreativität, beides Voraussetzungen für nachhaltige wissenschaftliche Forschung.

Ich bin Mitglied im „Bündnis für humane Bildung – aufwach(s)en mit digitalen Medien.“ Wir sind eine kleine Gruppe von aktiven und ehemaligen Hochschullehrern und Freiberuflern, und wir kämpfen gegen die komplette Digitalisierung im Bildungswesen an. Hier lerne ich die wenigen Frauen und Männer kennen, die es wagen, mutig gegen Medien-Konzerne und den Mainstream aufzustehen. Viele Vorträge führten mich in den vergangenen Jahren mit der Mission durch die Bundesrepublik, die sich digitalisierende junge Generation vor dem Niedergang der allgemeinen Intelligenz zu bewahren. Tablets sind keine Wissensvermittler, „Lernen ist Erfahrung, alles andere ist Information“ (Albert Einstein), und das Smartphone in den Händen der Jugendlichen erzeugt eine Sucht, die der von Drogen entspricht. Wie hatte ich doch bereits in den Bielefelder Jahrzehnten vor dem Hintergrund unserer Forschungsbefunde mit öffentlichen Vorträgen gegen die aufkommende Drogenszene angekämpft. Lernen im Kindesalter, die Sucht- und traumatische Psychoseentstehung, das waren unsere Themen, die wir an einem selbst entwickelten nicht-invasiven Psychosemodell studierten. Kurz gesagt, wir fanden heraus, dass Stressoren jeglicher Art im Stirnhirn eine „Notreifung“ von Nervenzellen und Transmittern bewirken, was zu psycho-kognitiven Fehlsteuerungen führt. Das sollte gesellschaftlich als Alarmsignal dienen. Was wird geschehen, wenn Politiker nunmehr mit Tablets an Schulen die „digitale Bildung“ erzwingen wollen? Sie werden sich selber abschaffen, bzw. sie werden von einer autistoid-virtualisierten und gleichzeitig fremdgesteuerten Jugend abgeschafft werden.

Zu Beginn der 80er Jahre bestand an der Fakultät für Biologie eine mitreißende Aufbruchstimmung. Die alljährlichen Sommerfeste der Fakultät, die jeweils in einem der zugehörigen Vor-/Hinterhöfe stattfanden, blieben über die Jahrzehnte hin ein ungezwungen fröhliches Zusammenkommen. Regelmäßig traf man sich im interdisziplinären biologischen Kolloquium, das Botanik, Zoologie,

Physiologie, Genetik und Molekularbiologie einschloss und zur Nachsitzung beim ‚Griechen‘ in der Uni-Halle. Einige Kollegen, mich eingeschlossen, bedauerten es sehr, dass wir diesen geistigen Austausch nach einem knappen Jahrzehnt aufgaben und stattdessen interne Kolloquien organisierten. Damit sanken alsbald die Chancen, sich unter Kollegen noch irgendwo im fachlichen Kontext – außer bei Prüfungen gemeinsamer Kandidatinnen und Kandidaten – zu begegnen.

Mit dem mir wissenschaftlich am nächsten stehenden Kollegen Immelmann bestritt ich in den ersten Jahren die Vorlesung zur Phylogenie der Wirbeltiere. Gemeinsam gingen wir ein Projekt zur Prägung an. Er war mit seiner Verhaltensgruppe längst auf die Sexualprägung von Zebrafinken eingeschworen, als wir damit begannen, dazu die Strukturkorrelate zu analysieren und mit unseren Prägungsbefunden an Hühnerküken abzugleichen. Es war ein so hoffnungsvoller gemeinsamer Einstieg. Dieser aufgeschlossene Verhaltensforscher weckte mit seiner unkonventionellen Wesensart in mir Erinnerungen an die Lorenzschule in Seewiesen. Hier weht ein frischer Wind, dachte ich. Das war von kurzer Dauer, Immelmann erkrankte zusehends und schied 1987 aus dem Leben. Es war ein schwerer und nicht wieder zu reparierender Verlust für die gesamte Bielefelder Biologie. Auch ein mir wissenschaftlich nahe stehender Kinderpsychologe verließ alsbald die Universität, so dass sich für meinen Bereich keine unmittelbare Kooperation mehr anbot. Man (Frau) wurde in keine der Berufungskommissionen gewählt, die für eine neue Kooperation hätte sorgen können.

So langsam stellte sich heraus, dass die von Macht beseelten Herren ihr eigenes Süppchen kochen wollten. Da ich mich über die gesamte Studienzeit fast ausschließlich auf Männer eingeschworen hatte, wird man verstehen, dass ich eigentlich überhaupt kein Problem hatte, auch im gehobenen Status mit männlichen Kollegen auf freundschaftlich-kollegialem Fuß zu leben. Unbefangen hatte ich begonnen, und ohne jemals feministischen Kampfgeist entwickelt zu haben, fühlte ich mich gleichberechtigt. Aber in den Fakultätssitzungen überkam mich langsam eine dumpfe Befangenheit. Ein Interesse, mich in Gremien einzubringen, sank abrupt. Entscheidungen wurden in den Konferenzen zwar zur Abstimmung gestellt, waren faktisch aber vorher bereits entschieden. Über eine gewisse Zeit versteifte ich mich darauf, wider den Stachel zu locken, um einzelne Kollegen zu ärgern und für etwas Spannung in den Sitzungsabläufen zu sorgen. Aber das zahlte sich natürlich nicht aus. Ich war der Meinung, dass – ebenso wie in der großen Politik – Bürokratismus den Männern mit dem Bart aus dem Gesicht herauswächst. Allerdings zeigt uns die von mehr Frauen in Führungspositionen mitbestimmte Neuzeit, dass auch sie im Umgang mit Sacharbeiten nicht die Lösungen aus dem Handgelenk schütteln und Macho-Allüren an den Tag legen können. Oder?

An dieser Stelle muss ich ein lautes Loblied auf das weibliche Personal im Verwaltungsapparat der Biologischen Fakultät singen! Umgekehrt zum Kollegenkreis, war die Verwaltung über die Jahrzehnte hin mit Frauen besetzt, geziert von einem einzigen Mann, dem Studiendekan. Die Verwaltung funktionierte in allen Teilbereichen – Fakultätsverwaltung, Haushalt, Einkauf, Prüfungsamt etc. – einfach fabelhaft. Von den Sachbearbeiterinnen wurde man durchweg mit uneingeschränkter Hilfsbereitschaft angenommen. Für Probleme nahm man sich Zeit und suchte gemeinsam nach praktischen Lösungen. Eine gleiche Offenheit begegnete mir auch in der Werkstatt, der Gärtnerei, dem Studio des Graphikers und Präparators. Aber hallo, in diesen Einrichtungen regierten fast ausschließlich Männer. Mir begann zu dämmern, dass es grundsätzlich kein Geschlechterproblem war, das mich gegenüber den Hochschulkollegen entfremdete. Es war und bleibt vielmehr ein umfassendes Problem innerhalb dieser Berufsgruppe selber, in der jeder sich selbst für den Größten hält. Der Zuwachs an Anforderungen innerhalb der Einrichtungen, Geltungs- und Profitsucht und vieles, was persönliche Ängste schürt, führte zu Cliquesbildungen oder Abschottung, baute die von Hoffnung getragenen Ersterwartungen in mir ab. Es war und bleibt die schlichte Unflexibilität und Main-Stream-Mentalität, die jener einstigen an uns gerichtete Aufforderung „mehr Demokratie zu wagen“ (Willy Brandt), nicht nur in unserer Fakultät die Fähigkeit nahm, über den eigenen Teller- rand zu blicken. Stattdessen setzte sich eine mitunter haarsträubende Ignoranz gegenüber einer Nachbardisziplin durch. In Prüfungsverfahren las man einfach die Gutachten von Kollegen nicht und stimmte, von Laune getrieben, mitunter auch gegen sie ab. Natürlich zum Schaden des Prüfungskandidaten sowie der ganzen Fakultät. So erlebt.

Wie erfreulich war es stattdessen, als ich mich in der 2. Hälfte der 80er Jahre in einer aus vielen Fakultäten zusammengewürfelten Professorenschaft wiederfand, um ein interdisziplinäres Kolloquium zur „Selbstorganisation“ auf die Beine zu stellen. Seitdem steht eine Aufforderung im Raum: Theoretisch müsste es doch möglich sein, oben dargelegte Positivmerkmale beider Geschlechter nach dem Prinzip der Selbstorganisation zusammenzuschweißen. Dieser Versuch hatte uns in den Gründerjahren kurzfristig vereint, und jeder einzelne Fachbereich hatte es dann weitestgehend schaffen können, ein wahres Eldorado intern aufzubauen. Wie gut sich dies mit Hilfe des durchgehend hoch motivierten Nachwuchses in der NEUROANATOMIE gestaltet hat, das gehört zu meinen dankbarsten Erinnerungen! Hatten die Gründungsväter doch in den 70er Jahren ein gut durchdachtes Gesamtkonzept für die Fakultät zusammengezimmert, demzufolge alle Bereiche so uneingeschränkt gleichwertig behandelt wurden, dass Eifersucht und Neid keine Chancen hatten. Aber seit die Gelder mehr und mehr über Drittmittel eingeworben werden mussten, was wertvolle Forschungszeit beschränkte, änderte sich vieles nicht zum Besseren. Zum Glück erfolgte das erst in meinen allerletzten Jahren vor dem Ruhestand.

Drei tüchtige Technische Mitarbeiterinnen halfen, den Grundstein für Lehre und Forschung zu legen. Wie wertvoll waren zusätzlich studentische Hilfskräfte, die uns von der Fakultät zur Verfügung gestellt wurden! Um Praktika zu bestreiten, mussten histo- und neurologische Präparatekästen auf die Beine gestellt werden und, und, und ... Mit anfänglichen Drittmitteln konnte ich zusätzlich alle notwendigen Gerätschaften anschaffen, die nicht in der Erstausrüstung enthalten waren. Spätere Drittmittelanträge? Nein, lieber versuchten wir, rational sparsam zu wirtschaften. Die Gelder flossen sowieso in die molekulare Auftragsforschung ab, dahinter stand meist die Pharmaindustrie. Unser Motto war stattdessen, mit Resultaten und nicht mit Geldmitteln punkten zu wollen. Stand die Lern- und Psychoseforschung damals doch im Mittelpunkt der systemischen Grundlagenforschung überhaupt. Die klinische Relevanz konnten wir mit der Biologischen Psychiatrie an Universitätskliniken Süddeutschlands zur Abdeckung bringen. Und natürlich konnte man nur in einer Zeit so sorgenfrei forschen, in der wir noch über Landesmittel zufriedenstellend versorgt wurden.

„Jetzt werden dir aber die Studentinnen nur so zuströmen“, sagte 1980 erfreut mein Mann, der bereits über einige Jahre als Biologe in Kiel zu der eklatanten Schräglage der Geschlechter in Lehre und Forschung Erfahrungen gesammelt hatte. Pustekuchen! In den Vorlesungen und Praktika waren sie meistens sogar in der Überzahl, die Frauen, aber zwecks wissenschaftlicher Mitarbeit klopfen ausschließlich Männer an meiner Tür an. Dieser Zustand dauerte über das erste Jahrzehnt an. Dann tröpfelte es. Eine erste, zweite Lehramtskandidatin stellte sich ein, und erst nach fast 15 Dienstjahren (1994) zwei erste Promovendinnen. Ein Wunder geschah, als alsbald die Frauen in der Mehrzahl waren. Die Laborleitung, jahrelang in Männerhänden, übergab ich erstmals einer Frau, eine weitere couragierte Doktorandin löste sie nach fünf Jahren ab. In meinen letzten Dienstjahren standen mehr Frauen als Männer zur Promotion an. Heutzutage sind Frauen vielerorts in der Hirnforschung in Führung gegangen.

Warum hatte es nach den Demos der 70er Jahre noch so lange gedauert, bis Frauen sich real auf den Weg gemacht haben? Letztendlich waren erst die Töchter derer, die auf die Straßen gegangen waren, zum Durchbruch bereit. Wenn ich mich frage, was mir selber in den 60er und 70er Jahren die Selbstverständlichkeit gegeben hatte, als einzige Biologiestudentin durchzumarschieren, dann weiß ich, dass ich es den Eltern verdanke. Zu Kriegsende hatte der Vater seiner aus dem Osten in den Westen Deutschlands flüchtenden Familie aus russischer Gefangenschaft noch den Wunsch signalisieren können, dass „Bildung die einzige Mitgift sei, die er den zwei Söhnen und drei Töchtern mitgeben möchte“. Männer waren es auch, die mir immer wieder auf dem wunderbaren Berufsweg als Helfer und Leitbilder begegneten. Könnte es sein, dass die Emanzipation auf Gesellschaftsebene in erster Linie nicht **von** Frauen sondern **für** Frauen ausgetragen wird? Und dass die Einflüsse von Eltern auf ihre Kinder dabei eine ganz wesentliche Rolle spielen, ja eine Art Prägung sind? Der Verhaltensforscher Immelmann würde dem vielleicht zustimmen. Ich hatte in den Bielefelder Jahrzehnten erfahren, dass sich erst im Miteinander der Geschlechter eine gesunde Dynamik entfaltet hat. Dann wuchsen – in Blockpraktika und Laboren – kreativer Austausch, Teamgeist und soziales Miteinander. Vielleicht kann das auf Fakultätsebene auch noch gelingen.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter meines Bereichs wirkten sehr benommen, als ich 2005 aus Altersgründen die Zelte abbuchen musste, obgleich es doch lange vorhersehbar war. Wir beschlossen die wunderbaren Jahrzehnte im Bereich NEUROANATOMIE der biologischen Fakultät Bielefeld mit einem einwöchigen SEGELTÖRN auf der Ostsee. Danke!